

dem Fest in den Alltag zurück, aber als ein anderer. Er ist erlöst aus seiner Sisypchos-Existenz. Er rollt den schweren Stein im Schweiß seines Angesichtes auf den Berg hinauf in der Hoffnung, daß dieser nicht mehr herunterrollen wird, in der Überzeugung, daß Arbeit nicht umsonst, sondern fruchtbar ist, daß es sich — trotz allem — lohnt, zu leben.

Literatur:

Harvey Cox, *Das Fest der Narren*, Stuttgart 1970;
Gerard van der Leeuw, *Vom Heiligen in der Kunst*, Gütersloh 1957;
Josef Pieper, *Muße und Kult*, München 1948;
Günter Rombold, *Kunst — Protest und Verheißung*, Linz 1976.

Walter J.
Hollenweger

Das Wie und Wozu
des Festes

Der Autor führt mit einem Bericht über ein eigenartiges Fest in die Frage ein, welche Elemente zu einem Fest gehören: nämlich eine Liturgie, ein Gastgeber und ein Anlaß. Nach seiner Überzeugung gibt es keine gelungenen säkularen Feste, sondern nur „religiöse“ Feste, denn der Mythos erweist sich für die Existenz jeglicher Gesellschaft als lebensnotwendig. Allerdings ist gerade gegenüber zerstörerischen Mythen der Kult der Kirchen deren wichtigster Beitrag für die Gesellschaft. red

I. Beschreibung

Im Ökumenischen Zentrum in Genf findet ein Futuristenkongreß statt. Ein Drittel der Teilnehmer sind praktizierende Christen verschiedener Konfessionen, ein Drittel sogenannte latente Christen, und ein weiteres Drittel gehört entweder anderen Religionen an oder ist religionslos. Wie gestaltet man ein ökumenisches, interkulturelles Fest mit einer so gemischten Gruppe, ein Fest, das in Bezug zum Thema der Arbeitstagung steht? Ich übergehe die recht komplizierte Vorbereitungs-geschichte und beschreibe nur das Resultat.

Das Fest — oder ist es ein Gottesdienst? — beginnt mit einem modernen tschechischen Chanson über Maria Magdalena¹. Darauf eröffnet der Hussitische Bischof das Fest. Auf seinem Talar leuchtet ein rotgestickter Kelch. Die Festrede (oder ist es eine Predigt?) besteht aus einem kurzen Gespräch dreier Kongreßteilnehmer über Mk 14,3—9 (Die Salbung in Bethanien). „Ein schlechter Text für einen wissenschaftlichen Kongreß“, eröffnet Harvey Cox das Gespräch. „Wir bekämpfen den Hunger mit

¹ L. Svoboda — V. Zahradnik — P. Zachařová, *Magdalena*, Supraphon 0 39 9886 (Prag). Text und Musik in *Krest'anské Songy* (Prag 1968), 8—10.

besseren Anbaumethoden, die Armut mit besseren Schulen, die Bevölkerungsexplosion mit familienplanerischen Maßnahmen. Und nun müssen wir vernehmen, daß Jesus die Verschwendung sanktioniert: „die Armen hätten wir immer, aber ihn nicht.“ „Das ist es eben“, widerspricht ihm eine Frau, „nicht nur Geld und Wissen dürfen wir teilen miteinander, sondern auch Parfum, Freude (fun), Schönheit ...“ „Teilen ist das Geheimnis der Freude“, nimmt der Bischof den Faden wieder auf. Darauf lädt er die Teilnehmer ein, irgendeinen Gegenstand, der für sie persönlich, für ihr Land oder ihre Kirche bedeutungsvoll ist, auf einen Tisch in der Mitte zu legen. Zu meiner Verwunderung erhebt sich mehr als die Hälfte der Teilnehmer. Blumen, Äpfel, Dokumente, Bücher, eine Schildkröte, Tonbandgeräte, eine Lampe, ein Zigarettenetui, eine Brille, Kugelschreiber, eine japanische Luftpostzeitung und vieles mehr türmt sich auf dem Tisch auf (oder ist es ein Altar?). Als sich alle wieder gesetzt haben, ergreift der Bischof das Zigarettenetui. „Wer hat das gebracht? Warum?“ „Das ist meine letzte Erinnerung aus China.“ „Und diese Lampe?“ Eine nicht-christliche anmutige Inderin erhebt sich: „Ein Sinnbild des Lichts.“ „Und diese Brille?“ Ein baumlanger schwarzer Westinder erhebt sich und sagt mit geschlossenen Augen: „Ohne Brille kann ich Ihre Gesichter nicht sehen. Dank dieser Brille, die ich seit meiner frühesten Kindheit trage, kann ich überhaupt arbeiten.“ „Und diese Dokumente?“ Ein Mitarbeiter des Ökumenischen Rates steht auf: „Darin sind zwölf Hilfsgesuche aus Afrika. Diese Woche müssen wir entscheiden, welche wir übernehmen und welche wir ablehnen werden.“ Darauf zündet der Bischof den Weihrauchkessel an und beräuchert die Gegenstände. Das Fest (oder ist es ein Gottesdienst?) schließt mit einer Zusammenfassung (oder ist es ein Fürbittegebet?), in dem die von den Teilnehmern ausgesprochenen Sorgen und Hoffnungen, ihre Dankbarkeit und ihre Erwartungen nochmals zur Sprache kommen. Nach dem Lobgesang aber diskutieren die Teilnehmer noch lange über das Fest.

Die Elemente eines Festes

Nach dieser kurzen Beschreibung eines Festes sollen nun seine einzelnen Elemente noch etwas genauer untersucht werden. Jedes Fest braucht mindestens drei Elemente zu seinem Gelingen:

1. eine Liturgie (ein Programm, geschrieben oder ungeschrieben),
2. einen Gastgeber oder eine Gastgeberin,
3. einen Anlaß.

Liturgie

Die Liturgie bestimmt die Abfolge der verschiedenen Programmpunkte. Sie kann geschrieben oder ungeschrieben sein. Um Freiheit und Festlichkeit zu ermöglichen, muß jedes Fest einen Anfang, einen erkennbaren Fortschritt und einen Schluß haben. Im Rahmen dieses Abfolgeschemas gibt es große Variationsmöglichkeiten. Die Kunst einer guten Fest- (oder Gottesdienst-)liturgie ist, die Einfälle der Teilnehmer, die Beiträge der Freude, des Dankes, der Besinnung, das Teilen als Geheimnis der Freude zu *ermöglichen*. Eine Festliturgie, die keine Teilnahme der Feierer erlaubt, wird zu einer Vorstellung. Auch eine Vorstellung kann starke Impulse ausstrahlen. Man denke nur an eine Festaufführung eines Oratoriums, an ein gelungenes Theaterstück, an eine packende Predigt! Immer wenn die Zuhörer und Zuschauer sich mit Elementen der Vorstellung identifizieren können, nehmen sie innerlich teil am Geschehen. Nur bedingt die Vorstellung einen hohen Grad künstlerischer Verdichtung, während das Fest — weil die Teilnehmer direkt agieren — mit ganz einfachen Formen des Teilens und der Identifikation auskommt.

Gastgeber

Der Gastgeber richtet das Fest an. Er stellt die Festredner und -teilnehmer vor. Man vergleiche dazu oben die Funktion des hussitischen Bischofs. Er ist nicht Herr des Festes, sondern Anwalt der Freude. Er steht nicht „über den Fronten“, er bewegt sich nicht „jenseits von gut und böse“. Er ist auch nicht einfach „der Mann des Ausgleichs“, sondern er schafft und verteidigt das Klima der Freude und die Atmosphäre der Offenheit. Er inspiriert zu einem furchtlosen Umgang mit der Wirklichkeit, weil die von uns erfahrene Wirklichkeit immer nur eine provisorische ist.

Was aber tut der Gastgeber, wenn die Festteilnehmer anfangen zu streiten? Schlichtet er den Streit? Sucht er einen Kompromiß? Weist er Unanständige und Unartige vom Tisch? Mit welchen Mitteln übt er sein Amt aus? Sofern das Verhalten Jesu auch für Gastgeber (und Bischöfe) verbindlich wäre, so finden wir jedenfalls bei ihm nicht, daß er die Nicht-Konformen, die Sünder und Zöllner, vom Fest weist. Nicht selten sogar kam es vor, daß er der Anlaß des Festes im Hause eines dieser politisch und moralisch Verdächtigen wurde, so im Hause des Matthäus und im Hause des Finanziers Zachäus. Letzterer wurde so froh an einem Jesusfest, daß er einen Teil seines Vermögens verschenkte. Und dann sagt man noch, Feste (und Gottesdienste) hätten keine politische und wirtschaftliche Relevanz. Gute Feste sind staats-

politisch, sozialetisch und theologisch so wichtig wie gute staatspolitische, sozialetische und theologische Theorien.

Und dann ist ja jene schon in der Markuskfassung erwähnte Geschichte der Sünderin. Als Jesus von ihr im Hause Simons des Pharisäers bei einem offiziellen Empfang in ungewöhnlicher Weise geküßt und gesalbt und deswegen von seinen Tischgenossen kritisiert wurde, erzählte er in seiner Tischrede das Gleichnis von den beiden Schuldnern, das mit einer Frage endete. Die Antwort überließ er den zum Bankett Geladenen. Jesus agierte an diesem Fest nicht als Schiedsrichter. Sofern *sein* Verhalten (und nicht dasjenige Simons) für Gastgeber und Bischöfe verbindlich ist, heißt dies, daß der Gastgeber die Frage offen hält: Er holt die Auseinanderlaufenden zum gemeinsamen Tisch zurück und ermutigt die Hoffnung selbst dort, wo sich keine konkreten Lösungen zeigen.

Anlaß Freunde, die sich gut kennen, können auch ein Fest ohne Anlaß feiern. Meistens jedoch treffen sich Menschen über einer Sache, sie brauchen einen Anlaß. Das kann ein Geburtstag, ein Abschied, eine Hochzeit, eine Taufe, ein Todesfall sein. Es kann auch ein Fußballmatch, ein Schützenfest, ein Schwingfest, eine „Käseverteilung“, eine Einweihung, eine gelungene Prüfung oder der Nationalfeiertag sein. Darauf ist noch zurückzukommen.

Das Fest der Kirche, die Eucharistie, ist insofern ein Anlaß besonderer Art, als es einen Abwesenden feiert, der zugleich ein Kommender und ein Gegenwärtiger ist. Er kann deshalb nur in mythischer Sprache gefeiert werden. Die Alltagssprache kennt keine Kategorien für diese logischen Widersprüche.

Dieser mythische Anlaß des Festes wird in vielen Feiern nichtbegrifflich ausgedrückt: der Weihrauch im oben erwähnten Beispiel, die Flagge, die Nationalhymne, der Hochzeitskuchen, die Champagnerflasche, der Händedruck, das Anstoßen der Gläser, die mittelalterliche Kleidung (bei einer „degree congregation“, siehe unten), das Kaminfeuer, selbst das gemeinsame Rauchen von Zigarren. Der Kundige sieht hinter all diesen Riten uralte religiöse und mythische Handlungen, die zwar von den Beteiligten nicht mehr als solche bezeichnet, aber knapp unter der Bewußtseinsgrenze als solche empfunden werden.

II. Funktion

Die Beschreibung der nichtbegrifflichen Elemente eines Festes stellt uns nun unmittelbar vor die Frage, ob es überhaupt andere als religiöse Feste geben könne. Unter

„religiös“ verstehe ich hier nicht nur die von den institutionalisierten Religionen sanktionierten Kulthandlungen, sondern alle jene Handlungen, die historisch oder psychologisch aus der Religion entstanden sind. Ich versuche im folgenden die Vermutung zu belegen, daß es keine gelungenen säkularen Feste gibt.

Es gab zwar einmal eine Zeit, die nicht so lange zurückliegt, da man sich einen vollständig säkularisierten Staat, eine vollständig säkularisierte Gesellschaft denken konnte. Die, die dies dachten (und ich gehörte selber zu ihnen), mußten aber feststellen, daß das Denkbare nicht Wirklichkeit wurde. Die modernen sogenannten säkularisierten Staaten kommen nicht ohne eine Form von Religion aus. Das trifft auch und vor allem auf die kommunistischen Staaten zu. An die Stelle der kirchlichen Feste, Riten und Mythen treten andere.

Eine Promotion als „religiöse“ Feier

Um dies zu illustrieren, beschreibe ich eine „degree congregation“ in einer modernen staatlichen technischen Universität in England. Im Gegensatz zu den alten Universitäten von Oxford und Cambridge haben diese keine explizite religiöse Ideologie als Grundlage. Aber die „degree congregation“, den Ritus, haben sie behalten. So heißt der öffentliche Festakt, bei dem die Studenten ihre Diplome und Urkunden erhalten. Das ist eine farbenprächtige Angelegenheit. Die Kandidaten und ihre Angehörigen sitzen schon eine Viertelstunde vor Beginn in der großen Festhalle. Dann wird das Zeichen zum Einmarsch gegeben, voran der Szepterträger mit einem riesigen vergoldeten Szepter, dann die Lektoren und Readers und zuletzt die Professoren. Die Orgel (!) braust gewaltig. Langsam und würdig schreitet die Prozession ein. Da die Universität Zürich mir mit dem Dokortitel weder Talar noch Doktorhut verliehen hatte, war ich in Verlegenheit. Zuerst beschloß ich, mich im gewöhnlichen Straßenanzug unter die talargewandeten und behuteten Würdenträger zu mischen. Aber das wäre für englische säkularisierte Augen fast Blasphemie gewesen. Da war ich froh um meinen schwarzen Pfarrertalar, der natürlich inmitten dieser Farbenpracht durch seine reformierte Schlichtheit auffiel. Dann folgte der Festakt nach jahrhundertalten liturgischen Gesetzen mit Ansprachen, Hut abnehmen und aufsetzen (ähnlich wie in einer russisch-orthodoxen Liturgie) und würdigem „nach vorne Schreiten“.

Die „degree congregation“ setzt den Mythos in Szene, daß die an einer Universität erworbenen Kenntnisse dem Kandidaten bestimmte Rechte geben und von ihm be-

stimmte Verantwortlichkeiten erwarten — eine Art Ordination mit Handschlag, lateinischen Formeln und Akklamation durch die *communio graduatorum*.

Mythen in Sport,
Unterhaltung ...

Ein kurzer Blick auf irgend ein populäres Fernsehprogramm zeigt uns mehr Mythen aus der Welt des Sportes und der Unterhaltungsindustrie. Die Mythen werden in Festen ritualisiert, die als eine Art Identifikationsmechanismen mit den Stars aus den Himmeln des Sportes und der Popwelt funktionieren. Sie geben damit dem, der sich mit dem Sieger, dem Helden, dem Retter, dem Vorbild identifizieren kann, Dignität und Status. Sie ermöglichen es ihm, über sich selbst hinaus zu denken. Ob dies etwas Gutes oder Schlechtes ist, wird davon abhängen, ob die Inspiration zum „Über sich selber hinaus wachsen“ in einem realen Zusammenhang zu den Möglichkeiten des Betreffenden steht.

... und Politik

Selbst die Welt der Politik kann nicht ohne Mythen existieren, die in Festen ritualisiert werden. Ein Politiker, der „*seine* Messe“ nicht täglich liest und sein Brevier nicht regelmäßig aufsagt, kann nicht überleben. Mit politischen Sachfragen haben diese Liturgien oft wenig zu tun.

Dies ist nicht als Kritik, sondern als Beschreibung gemeint. Beschrieben wird der schon von Tillich erhobene Sachverhalt: „Eine wirklich unmythische Geisteslage gibt es nicht ... Und es kann nicht anders sein“². Die in diesen Festen liturgisierte mythische Sprache hat „eine einzigartige und notwendige Funktion in der Beschreibung von anderweitig unbeschreibbaren und unverständlichen Ereignissen“³. „Le mythe est une parole“, „ein Wort“, „ein Kommunikationssystem, eine Botschaft“, „der für die revolutionäre Sprache schlechthin unaufgebar ist“⁴.

Mythos und
Kommunikation

Tatsächlich sieht der indische Theologe Raymundo Panikkar im Fehlen eines Mythos, eines Kultus, eines gemeinsamen Festes, eines „Gottesdienstes“ in der UNO den Hauptgrund für ihre Krise⁵. Der Mythos ist unaufgebar für jede Art von Kommunikation. Damit erweist er sich nicht nur für das Fest, sondern für die Existenz jeglicher Gesellschaft als lebensnotwendig. Insofern ein

² P. Tillich, *Mythus und Mythologie*. I. Mythus, begrifflich und religionsgeschichtlich, in: RGG² IV (1930), 363–370, Zitat 370. Typische Geschichtsmymen in metaphysischer Hülle sind nach Tillich Hegels und Marx' Dialektik der Geschichte, der Fortschrittsgedanke, der historische Pessimismus.

³ B. Wicker, *The Story Shaped World. Fiction and Metaphysics: Some Variations on a Theme*, London 1975, 43.

⁴ Roland Barthes, *Mythologies*, Paris 1957, 215, 255.

⁵ Raymundo Panikkar, in: *Gottesdienst in einem säkularisierten Zeitalter. Eine Konsultation der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung des Oekum.* Rates der Kirchen, hrsg. von K. F. Müller, Kassel und Trier 1960, 20 f.

Fest in der Gesellschaft verwurzelt ist, wird es auch in deren Mythen verwurzelt sein. Vielleicht hängt damit das von Helmut Aichelin beschriebene „Wiedererwachen des Mythos“⁶ zusammen, nicht nur in der Form der neuen Religiosität und der religiösen Subkultur, der „getauften Revolution“, sondern selbst bei Skeptikern wie Gerhard Szczesny⁷, Leszek Kolakowski⁸ und dem Mathematiker I. R. Schafarevitsch⁹. Die unerwartetste Anerkennung des Mythos kommt allerdings von den Management-Wissenschaften. Sie behaupten: „Ein wissenschaftliches Datum ist für sich selber genommen noch keine Information . . . Information ist Information, wenn und nur dann, wenn sie im Rahmen einer Geschichte erscheint, im Rahmen eines Mythos, der Bedeutung für den Informationsempfänger und für seine bestimmte Problemstellung hat“¹⁰.

Die Schweizer Tell-Legende als Beispiel

Eines der eindrucklichsten Beispiele des Verhältnisses von Fest, Mythos und Kommunikation ist die Schweizer Tell-Legende. Nach dem Sturz Napoleons suchten die liberalen Schöpfer der modernen Schweiz eine Idee, die das Widersprüchliche der neuen Schweiz akzeptabel machte. Man stelle sich nur vor, was es bedeutete, einen Staat zu begründen ohne eine gemeinsame Sprache, ohne eine gemeinsame Religion, ohne gemeinsame wirtschaftliche Voraussetzungen und mit einer sehr umstrittenen gemeinsamen Vergangenheit. Der liberale Gedanke des modernen Rechts- und Verfassungsstaates war damals vor über 150 Jahren keine Idee, die ein ganzes Volk (und nicht nur ein paar vorwärtsdenkende Köpfe) als Grundlage eines Staates annehmen konnte. Sie hatten ja nicht einmal eine Nationalhymne. Und die Verfassung mußte erst noch geschrieben werden. Zum Glück aber gab es Schiller, der die Geschichte von Wilhelm Tell dramatisiert hatte. Er führte den Schweizern vor, wie Tell und seine Genossen den fremden Vögten trotzten und das arme Bauernvolk aus der Sklaverei in die Freiheit führten. Diese Geschichte zündete. Im Widerschein der Höhenfeuer zum 1. August, dem Nationalfeiertag, fühlte

⁶ Helmut Aichelin, Das Wiedererwachen des Mythos. Was ist neu an der „Neuen Religiosität“? in: Information Nr. 56 IX (1974) der Ev. Zentrale für Weltanschauungsfragen, Stuttgart.

⁷ G. Szczesny, Der Tod des Gottesproblems, in: Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel — Horizonte, Nr. 58, 29. Jg., Juli 1973 (zit. von Aichelin, 16—18).

⁸ L. Kolakowski, Der Teufel ist mir lieb, in: Die Zeit Nr. 42, 12. 10. 1973 (zit. von Aichelin, 197).

⁹ I. R. Schafarevitsch, Über einige Tendenzen in der Entwicklung der Mathematik, in: Jahrbuch der Göttinger Akademie der Wissenschaften, 1974 (zit. von Aichelin, 21 f.).

¹⁰ Ian I. Mitroff — John Nelson — Richard O. Mann, On Management Myth Information Systems, Management Science 21/4, Dez. 1974, 371—382 (Zitat, 371).

der Schweizer sich als so ein kleiner Tell, der den europäischen Großmächten trotzte. So war es schon in der Vergangenheit und so wird es auch heute bleiben. Der Schweizer identifizierte sich mit den Bergbauern aus der Innerschweiz und erzählte die Geschichte der Aufstände gegen die Habsburger im 13., 14. und 15. Jahrhundert so, wie wenn er selber dabei gewesen wäre. Dabei kämpften die Mehrzahl der Vorfahren der heutigen Schweizer damals auf der österreichischen Seite! Das Fest zum 1. August fußte während Jahrzehnten, ja während über einem Jahrhundert, auf einem Mythos, der einer strengen Geschichtskritik nicht standhält. Aber das macht nichts. Die innere Kraft einer Feier hängt nicht von der historischen Genauigkeit ihrer Worte ab, sondern von dem, was diese Worte bewirken. Ähnliches gilt übrigens auch von den kirchlichen Feiern.

Durch die Feier wird
Neues geschaffen

Der am 1. August gefeierte Mythos bewirkte die Entstehung eines der eigenartigsten Staatsgebilde der neueren Geschichte. Es war ein Staat, der die Grundlagen für einen Staat erst noch zu schaffen hatte. Man wird unwillkürlich an die neuen Staaten in der Dritten Welt erinnert. Hier wurde gefeiert, was es noch nicht gab, indem behauptet wurde, das alles sei schon jahrhundertalt. Und merkwürdigerweise wurde es dann mutatis mutandis Wirklichkeit. Es wurde soweit Wirklichkeit, daß der Entwurf zur neuen Bundesverfassung heute so beginnen kann: „Im Namen Gottes des Allmächtigen! Im Willen, den Bund der Eidgenossenschaft zu erneuern; gewiß, daß frei nur bleibt, wer seine Freiheit gebraucht, und daß die Stärke des Volkes sich mißt am Wohl der Schwachen; eingedenk der Grenzen aller staatlichen Macht und der Pflicht, mitzuwirken am Frieden der Welt, haben Volk und Kantone der Schweiz die folgende Verfassung beschlossen ...“. Dazu ein Zeitungskommentar: „Die Anrufung Gottes in dieser Formulierung entspricht der Einleitung aller Verfassungen seit 1815. Sie ist nicht als Verpflichtung auf eine bestimmte Weltanschauung, sondern als Bekenntnis zur Relativität aller staatlichen Macht zu verstehen. Der Präambeltext ist ein Versuch, den ‚Geist‘ der Verfassung zu signalisieren und die moderne Schweiz in ihrer Bedingtheit zu situieren; er stammt von Professor Adolf Muschg“¹¹. Dieser, in der größten schweizerischen Tageszeitung erschienene Kommentar ist etwa nicht einer katholisch-konservativen Redaktion zuzuschreiben, sondern einem weit links vom Zentrum stehenden Redaktionsteam!

¹¹ Tagesanzeiger (Zürich), 28. 2. 1978.

Zerstörerische und
aufbauende Mythen

Der Kult der
Kirchen ...

... ihr wichtigster
Beitrag für die
Gesellschaft

Feste machen Politik! Oft ist es schlechte Politik, wie wir uns erinnern, wenn uns die wehenden Hakenkreuzfahnen der Vergangenheit am Fernsehen zum x-ten Mal vorgeführt werden. Aber es gibt auch Feste, die gute Politik bewirken. Der Unterschied zwischen den beiden Festarten besteht nicht darin, daß die „guten“ sich auf Tatsachen, die „schlechten“ auf Mythen gründen, sondern beide gründen sich auf Mythen. Es gibt zerstörerische und aufbauende Mythen. Und beide werden zelebriert. Wenn nun das Feiern aufbauender Mythen für einen Staat wichtig ist, was ist dann erst von den Festen und Mythen der Kirche zu sagen? Wenn Panikkar die Krise der UNO in ihrer Unfähigkeit sieht, das die jetzige Wirklichkeit Transzendierende in einem Kult zu liturgisieren, was haben wir dann zu den Kulturen der Kirche zu sagen? Es war immer die Meinung der Tradition, daß der wichtigste Beitrag der Kirche zur Gesellschaft ihr Kult, ihr Fest, sei. Wahrscheinlich hat die Tradition recht. Die Gottesdienste der ersten Christen waren Vorwegnahmen staatspolitischer und sozialer Einsichten, indem Männer und Frauen, Sklaven und Freie einander als Gleichberechtigte begegneten. Etwas von dieser archaischen Dimension des Festes muß die Kirche wieder gewinnen, damit ihr Gottesdienst ein Fest ist, das mehr als das Vorhandene zelebriert, das das Kommende so glaubhaft feiert, daß Menschen anfangen, es zu leben.

Ludger Zinke
Zeit zum Spielen—
Zeit zum Leben

Der folgende Beitrag versucht, die Thematik dieses Schwerpunktheftes nochmals von einer anderen Seite her zu vertiefen und zu erweitern: von der Bedeutung des Spieles her. Der Autor stellt zunächst einige Spannungsfelder dar, die mitgesehen werden müssen, wenn man die Notwendigkeit des Spieles für menschliches Leben und Feiern verstehen und begründen will. (Mit diesen Ausführungen weist Zinke schon auf das Thema des für Heft 6, 1979 geplanten Schwerpunktes „Kunst und Pastoral“ hin.) Welchen befreienden Charakter das Spielen und Mitspielen hat, wird erst offenbar aus dem Zusammenhang mit dem Glauben, weshalb das Spiel in der Liturgie seine größte Dichte und Erfüllung findet. Allerdings sollten liturgisches Tun und modernes Lebensempfinden echt in Beziehung stehen. red